

10. Sagen aus Kunstwerken entstanden.

Die Poesie ist die Mutter der übrigen Künste: sie schafft ihnen die Gestalten vor. Der Mythos ist älter als die Tempelstatue; das Epos geht der Geschichtsmalerei, das Idyll dem Genrebild voraus. Noch in der mittelalterlichen und modernen Kulturwelt wiederholt sich bei jedem selbstständig entwickelten Volke die Erscheinung, dass ein Höhepunkt der Literatur erreicht sein muss, bevor die bildenden Künste recht zu blühen anfangen.

Allein nun wird auch eine Rückwirkung nicht ausbleiben. Die bildende Kunst stellt den Inhalt der Poesie in so unterschiedenen, greifbar klaren Formen dar, dass hierdurch auch die Poesie selbst zu neuer Bestimmtheit, zu schärferer Auffassung hingedrängt wird. So gehen in Ausbildung sowohl der antiken Mythen als der christlichen Legenden Poesie und Bildkunst beständig Hand in Hand, um den Stoff mit immer neuen und individuelleren Zügen auszustatten.

Hierbei kann es nun geschehen, dass ein späteres Zeitalter, welches eine ganz neue Richtung des Geisteslebens eingeschlagen hat, das Denkmal der bildenden Kunst gar nicht mehr versteht, unter Umständen auch nicht mehr verstehen will, und ihm daher einen völlig andern Sinn unterlegt. Im grössten Massstabe hat diese Erscheinung sich einmal in der Geschichte vollzogen, bei dem grossen Bruche, den das neu gestiftete Christenthum in die Denkart der Römerwelt machte. Unfähig aus sich selbst augenblicklich eine junge Kunst zu erschaffen, nahm die Kirche Darstellungen aus dem Heidenthume auf und legte ihnen eine christliche Deutung unter. Mercurius als Widderträger oder

der Satyr mit dem Lamme wird zum guten Hirten, Orfeus zwischen den wilden Thieren zum Sinnbild Christi, der Drache des goldnen Vliesses zur Schlange des Erkenntnisbaumes¹⁾. Oder man nimmt mit dem Bildwerke die antike Fabel selbst ins Christenthum herüber und giebt ihr bloss eine christliche Umdeutung. Dionysos, der von dem römischen Mainz aufs rechte Rheinufer mit seiner säligen Gabe gewandert, behielt sogar seinen Namen und seine Weinkufe, als er in den christlichen Sankt Theonestus sich verwandelte: von diesem erzählt das unter seinem Patronat stehende Kaub, dass er in jener Kufe (welche bis heute Stadtwappen ist) von Mainz zu ihrer Stadt herabgeschwommen sei und hier den Weinbau gelehrt habe. Auch den atheniensischen Hippolytus (der sich der christlichen Fantasie durch seine leibliche Auferstehung im Walde von Aricia empfahl) hat die Legende sogar dem Namen nach sich nicht nehmen lassen: zu Brügge in der Kathedrale sieht man von der Hand des Justus von Gent, zu Brauweiler unter den Fresken des Kapitelsaales von einem Meister des 12. Jahrhunderts die Darstellung seiner Marter, wie er von vier Pferden zerrissen wird. Ja auch wirklichen Personen der Geschichte sind solche Sommerfäden heidnischer Fabeln angefliegen die als vereinzelte Flöckchen aus dem einst so reichen Gespinnst zur Zeit des Mittelalters noch lose in der Luft herumgaukelten. Dahin gehört ein Zug aus dem Wüstenleben des heiligen Hieronymus. Dieses sein Eremitenthum auszudrücken gab ihm die Kunst als Emblem den Löwen. Die sich fortspinnende Legende wollte von dem Löwen mehr als dass er blosses Emblem bliebe; man glaubte eine Anhänglichkeit des Thie-

1) Ueber diesen ganzen Prozess giebt reichlichen Aufschluss *Pipers* jüngst veröffentlichtes gründliches und gelehrtes Werk: *Mythologie der christlichen Kunst von der ältesten Zeit bis ins 16. Jahrhundert*. Erste Abtheilung. Weimar, 1847.

res voraussetzen zu müssen, und für diese bot eine rührende Geschichte des Alterthums die Erklärung. Der Sklave Androklos, in die Wüste vor einem zornigen Herrn entwichen, war von einem Löwen verschont worden, weil er ihm den Fuss von einem Dorne befreit hatte. Diese Sage trug das Mittelalter auf seinen Heiligen über; man sieht es auf der berühmten Kreuzigung des fälschlich so genannten Lucas von Leyden aus der ehemalig *Lyversbergschen* Sammlung (jetzt im Besitz des Herrn *von Geyr* zu Cöln); hier steht der Löwe in ziemlich monströser Gestalt, die Tatze mit einem grossen Dorn zu dem Kardinal emporreichend. Es erscheint also durch Vermittelung der Kunst (durch das Emblemthier nämlich) eine Geschichte an einen Mann geknüpft, der ursprünglich mit ihr nichts zu schaffen hatte.

Dieses führt uns nun zu einer Erscheinung hinüber, die mit der bisher angedeuteten Art des Sagenfortschrittes grosse Aehnlichkeit hat, aber von noch höherem schöpferischem Leben im Volksgeiste Zeugniß ablegt. Ich meine die Fälle, wo um ein vorhandenes Bildwerk zu erklären nicht bloss eine frühere Sage im Sinne der spätern Volksanschauung umgedeutet, sondern wo zu diesem Zwecke eine ganz neue Sage gedichtet wird, die mit dem ursprünglichen Sinne des Bildwerks gar keine Verwandtschaft mehr hat.

Ich bin überzeugt, dass man Sagen von dieser Entstehung in grossen Massen entdecken wird, sobald hierfür erst einmal der Blick sich geschärft hat. In vielen Fällen möchte freilich der Nachweis schwer fallen, wo nämlich die Denkmale zerstört sind. In der Regel sind es ganz lokale Sagen, eben weil sie an ein ganz einzelnes Bildwerk sich anlehnen. Oertliche Forschung muss also diesen Stoff ausbeuten: als eine Anregung dazu wolle man diese meine Arbeit betrachten.

Die nachfolgenden Beispiele stammen aus sehr verschiedenen Jahrhunderten und liefern also den Beweis, wie unsterblich die erfindende Poesie im Volke ist. Einige davon haben wirklich einen dichterischen Werth: andere hat mehr ein nüchtern moralisirender Verstand erschaffen.

Eine besonders häufige Veranlassung zur Erfindung von Sagen gaben Thiere, die entweder als Symbole zur moralischen Bezeichnung der Person oder bloss als äusserlich-emblematische Andeutungen in irgend einem Bildwerk der Menschengestalt beigegeben wurden. Vorzüglich Hund und Löwe spielen hier eine grosse Rolle. Bekannt ist der Gebrauch, der sogar bis ins 17. Jahrhundert sich nachweisen lässt, auf Grabsteinen zu den Füssen des Ritters einen Löwen, zu denen der Frau einen Jagdhund abzubilden. Man deutet sie am leichtesten so dass Jener die Stärke, Dieser die Treue bezeichnet: was indess Zweifel zulässt. Welches aber immer die ursprüngliche Bedeutung sein mag, das Volk hat sie vergessen und sich bei einzelnen Monumenten eine neue, mit einer Sage zusammenhängende erschaffen.

1. Eines dieser Beispiele theilt der genaue Beobachter des Volkslebens, *Bertholdt Auerbach*, mit, dem auch die Art der Entstehung nicht entgangen ist¹⁾. Es bezieht sich auf die Grabsteine eines Herren von Iseburg und Nordstetten und einer Dame, die sich in der Kirche des letztgenannten Ortes (auf dem Schwarzwald) finden sollen, und die Sage wird von des Schulmeisters anmuthiger Hedwig also erzählt: »Das war auch so einer, der den Sonntag nicht heilig gehalten hat... und hat nichts auf der Welt lieb gehabt als seinen Hund, der war so gross und böse als ein Wolf. Am Sonntag und Feiertag hat er die Leut ge-

1) Schwarzwälder Dorfgeschichten II, 505 f.

zwungen, dass sie haben Alles schaffen müssen, und wenn sie nicht gutwillig gegangen sind. ist der Hund von ihm selber auf sie gesprungen und hat sie schier verrissen, und da hat er, der Herr gelacht und hat dem Hund den Namen Sonntag gegeben. Er ist nie in die Kirch gegangen als ein einzig mal, wie man sein einzig Tochter kopulirt hat; er hat den Hund, wo Sonntag geheissen hat, mit in die Kirch nehmen wollen, er ist aber nicht dazu zu bringen gewesen, und er hat sich vor die Kirch auf die Schwelle hingelegt bis sein Herr wieder 'rauskommen ist. Wie nun der 'rausgeht, stolpert er über den Hund, fällt hin und ist maustodt, und da ist auch sein Tochter gestorben, und die sind jetzt beide mitsammt dem Hund in der Kirch in Stein gehauen. Man sagt der Hund sei der Teufel gewesen, und sein Herr hab' sich ihm verschrieben gehabt.“

Hier ist also mit jenem vorhandenen Bildwerk zuerst das häufige Auftreten des Teufels in Hundegestalt und ferner der wol auch sonst nachweisbare Sagenzug verbunden, dass derselbe über die ihm Verschriebenen Macht erhält, sobald sie ausnahmsweise einmal eine religiöse Handlung vornehmen.

2. Deutlicher mit der Geschichte verknüpft erscheint die Sage bei dem schönen Denkmal der Katharina von Saffenburg, welches in der Kirche von Mayschoss sich befindet und von dem Erben des Saffenburger Geschlechtes und Besitzes, dem gegenwärtig regierenden Herzog von Ahremberg, durch Wiederanfügung der verschleppten Stücke und durch Zurückversetzung auf seine alte Stelle im Kirchenchor jüngst wiederhergestellt worden ist. Es besteht aus vorzüglichem schwarzem Marmor und ist von tüchtiger, lebenswahrer Ausführung: in hoherhabener Arbeit sieht man das schöne, kräftig gebaute Weib mit etwas starken Händen, offenbar Porträt, auf den Sargdeckel liegen, vom prächtigen Mantel umhüllt und den Hund zu

ihren Füßen. Die Inschrift besagt dass Ernst, Graf von der Mark, Herr zu Saffenburg, diess Denkmal illustrissimae dominae Comitissae Catharinae a Marka uxori suae dulcissimae et dilectissimae pariter tam virtutis splendore quam affectione praeditae, quondam die XXX. Octobr. Anno MDCXXXV cum maximo omnium luctu mortuae im folgenden Jahre 1636 aufgerichtet habe. Diese Inschrift beweist, dass Katharina nicht von Adel geboren war: denn sie wird hier nur gerühmt wegen ihrer Tugend, Innigkeit und der allgemeinen Liebe, die sie genoss, nicht aber um hoher Geburt willen: auch führt sie bloss den Titel des Gemahls, nicht den ihres eigenen Geschlechts. Diese Mesalliance ist übrigens auch urkundlich verbürgt. Aber mit ihrer Bürgerlichkeit begnügt sich das Volk nicht, sondern spinnt in seiner Weise die Ueberlieferung weiter. Katharina, so wird erzählt, war ein Bauermädchen aus dem benachbarten Dorfe Esch, das als gemeine Magd auf Schloss Saffenburg dienend die Augen des Grafen Ernst durch ihre Tugend auf sich zog. Sie hatte aber daselbst die Pflege des Hundestalls. Und deshalb ist sie mit dem Hunde abgebildet worden.

3. Im Kloster Altenberg an der Lahn befindet sich das bemalte Grabdenkmal der Abtissin Gertrud, der Tochter der heiligen Elisabeth von Thüringen. Sie stand dem Kloster von 1248—1297 vor: der Stein ist 1334, bei Gelegenheit einer Translation gefertigt worden. Im weissen Habit und Schleier, in der Stirnbinde einen Edelstein mit blutrothem Kreuze, ein Buch zur Seite, mit gefalteten Händen und freundlich offenen Augen stemmt sich die liegende Gestalt auf einen gut gearbeiteten Löwen¹⁾.

1) Abbildung bei *Hubert Müller*, Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde durch Kunstdenkmäler, Jahrgang II, Tafel 19, woher ich auch die Legende entnehme.

Letzterer, statt des bei Frauen gewöhnlichen Hundes, bezeichnet als thüringisches oder hessisches Wappenthier vielleicht ihre hohe Abstammung. Allein die spätere Lebensbeschreibung weiss den Anlass ganz anders zu erzählen, »Die heilige Gertrudis,« heisst es hier, »hatte von Gott die ausserordentliche Gabe, dass wenn geistliche Frauen in Zwiespalt gerathen waren, sie dieselben versöhnte. So ereignete sich einstmals, dass zwei Nonnen, nachdem sie einander beleidigt hatten, in Uneinigkeit lebten. Als diess Gertrudis sah, ermahnte sie dieselben kräftig zum wechselseitigen Frieden. Da sie aber gewahrte, dass ihre Gemüther zu hartnäckig waren, und den Löwen (wie gesagt wird ihres Vaters, des Landgrafen Ludwig), den sie an Ketten vor ihrem Schlafzimmer hatte, durch irgend einen Zufall von seinen Banden losgerissen, frei herumlaufen sah, rief sie denselben im Namen Jesus zu sich; und er kam auf diesen Ruf in schnellem Lauf zu der Dienerin des Herrn und streckte sich zu ihren Füßen hin. Dieses ist die Ursache, warum der Löwe auf dem Grabe und auf den die Gertrudis vorstellenden Bildern gebändigt sich zu ihren Füßen schmiegend dargestellt ist.«

4. Wieviel ferner solche Wappenlöwen zur Ausbildung der romantischen Epen mögen beigetragen haben, in welchen, wie im Iwein und öfter, ein Ritter mit dem gezähmten Löwen erscheint, lässt sich nicht mehr bestimmen. Dagegen darf man die deutsche Sage von Heinrich dem Löwen in der späten Ausbildung, wie sie in dem von *Simrock* herausgegebenen gereimten Volksbuche vorliegt, mit Sicherheit an ein Kunstwerk anlehnen. Noch heute sieht man als ein Denkmal dieses Fürsten auf dem Domplatze zu Braunschweig das eiserne Standbild eines Löwen, von strenger und nach Art der Wappenthierstylisirter Arbeit, aber nicht ohne Charakter: *Kugler* ¹⁾

1) Kunstgeschichte S. 489.

setzt es noch ins zwölfte Jahrhundert. Das Volksbuch aber knüpft an den grossen Helden die sonst in der Geschichte vom edeln Möringer und anderweit vorkommende Sage von der siebenjährigen Abwesenheit des Eneherrn im Morgenlande an, der dann aber noch früh genug eintrifft, um die zweite Ehe seiner Frau zu verhindern. Unter den Abenteuern im Morgenlande aber wird der Kampf mit einem Drachen erzählt, aus dessen Umschlingung er den dankbaren Löwen errettet. Dieser letzte Zug nun knüpft sich ganz ungezweifelt an das Löwenbild zu Braunschweig an; denn das Volksbuch schliesst mit der Erzählung, dass nach dem Tode Heinrichs der Löwe auf seinem Grabe gestorben und bei dem Dome abgebildet worden sei:

«Da kann man auch noch sehen
 Zum Zeugniss dass es wahr
 Des Löwen Denkmal stehen,
 Der mit dem Löwen war.»

5. Auch Burg- und Stadtwappen dienen zu Anknüpfungspunkten für die Sage. Am Fusse von Sickingens Ebernburg an der Nahe liegt das Dörfchen gleiches Namens, über dessen Thor ein Eber ausgemeisselt ist. »Einst, so erzählt die Sage ¹⁾, wurden Ort und Burg von einem übermächtigen Herrn belagert, und der Hunger hätte sie zur Uebergabe gezwungen, wenn dem Burgherrn nicht zur rechten Zeit eine Kriegslist beigefallen wäre. Ein mächtiger Eber, der Hungernden letzte Hoffnung und Zuversicht, ward im Angesichte des Feindes hervorgeführt und zum Schlachten niedergeworfen; zum Schein doch nur; er kam lebendig wieder in den Stall, um zur Wiederholung des Spiels aber- und abermals hervorgeholt zu werden. Da verzweifelte zuletzt der getäuschte Feind, die Veste auszuhungern, hob die Belagerung auf und zog ab.« Zur Erklärung der Sage erinnert *Simrock* an den oft geschlach-

1) *Simrock*, der Rhein, neue Ausgabe S. 219.

teten Eber Walhallas, von dessen immer erneutem Fleisch sich Asen und Einheriar nähren. Ob wir so hoch in die Mythologie zurücksteigen müssen, wird fraglich sein: auf jeden Fall aber kommt die Erzählung dieser Kriegslist, nur mit immer andern Schlachthieren, viel zu oft vor, um Geschichte zu sein, und der Eber ist ebenso als Wappenthier der Burg anzusehen, wie andere Schlösser sich Löwenfels, Bernburg, Falkenstein, Bocksberg nennen.

Ich füge noch ein Klosterwappen hinzu.

6. Das Einhorn hat schon vor der bekannten mittelaltrigen Deutung auf die jungfräuliche Empfängnis Christi zu mehrfacher Symbolik Anlass gegeben. So steht es im Abstabe des heiligen Bonifazius oder seines Schülers Sturm, welcher Fulda gestiftet hat, vermuthlich als eine Art Wappenzeichen der in der Einsamkeit angelegten Abtei, weil das Einhorn der Thierfabel gleichfalls einsame Gegenden liebt. Ein zweites, nach *Münter* gleichzeitiges Bildwerk ¹⁾ stellte den Troandus als Gründer des von Fulda abhängigen Klosters Holzkirchen unter der Gestalt eines bärtigen Mannes dar, wie er ein Einhorn, das Symbol seiner Stiftung, umarmt hält. Die Sage aber hatte dieses Bildwerk benutzt, um zu erzählen, dass der einzige Sohn dieses Mannes auf der Jagd von einem gänzlich unbekanntem einhörnigen Thiere sei umgebracht worden: eine Anekdote, die schon durch die Voraussetzung eines solchen Thieres in den deutschen Wäldern als Erfindung sich verräth. Auch hier ist also Figürliches wieder in ein Geschichtliches umgedichtet worden.

7. Eine sehr späte Sage aus Thüringen scheint mir ebenfalls von rein heraldischem Ursprung zu sein: die von dem ungerechten Urtheil des Thilo von Trotha,

1) *Münter*, Sinnbilder und Kunstvorstellungen der alten Christen I, 43, aus *Eccard de rebus Franciae orientalis* I, 640.

welcher von 1468—1514 Bischof von Merseburg war und das dortige Schloss, so wie auch das Schiff der Domkirche neu gebaut hat. Diese Sage berichtet: „Thilo habe einen werthvollen Ring vermisst, einen seiner Diener wegen dessen Entwendung in Verdacht gehabt, und ohnerachtet dieser seine Unschuld mit emporgestreckten Händen aufs heiligste betheuert, ihn hinrichten lassen. Kurz darauf habe man den vermissten Ring in dem Neste eines Raben, der ihn durch das offene Fenster aus Thilos Zimmer entwendet, wiedergefunden, und Thilo sei trostlos gewesen, weil er seinen Diener unschuldig habe hinrichten lassen. Zur Busse habe er ein Vermächtniss errichtet, vermöge dessen auf immerwährende Zeiten ein lebendiger Rabe unterhalten werden müsse.“ Ein Brauch, der noch heute in Merseburg fortbesteht ¹⁾. Hieraus erklärt man den Raben mit dem Ring im Schnabel und die beiden ausgestreckten Arme, welche sich auf Thilos Wappen an mehreren Stellen im Schlosse zu Merseburg finden.

Auch diese Sage von dem durch die Diebesneigung der Raben und Krähen gefährdeten Leben eines Unschuldigen ist so ungemein stark durchs Mittelalter verbreitet, dass ihr Vorhandensein selber schon einen Bischof des sechszehnten Jahrhunderts vor so raschem Verfahren gewarnt hätte. Die aufgerichteten Arme sind ein wohl nicht einmal seltenes Helmzeichen: der Rabe mit dem Ring im Schnabel scheint aus dem fast vier Jahrhunderte ältern Gedicht von Sankt Oswald herzukommen, wo dem Helden ein solcher Vogel als Liebesbote und Freiwerber den Verlobungsring übers Meer getragen bringt: vielleicht dass die Trothas auf diesen mythischen Ahnherrn in gleicher Weise ihren Stammbaum pflanzten, wie die Clever auf den Schwa-

1) *Puttrich*, Merseburg (in den Denkmälern der Baukunst des Mittelalters in Sachsen), Text S. 15.

nenritter. Dass Thilo aber in den von ihm geschaffenen Bauwerken neben dem steinernen Wappenvogel auch ein lebendiges Exemplar auf ewige Zeiten stiftete, hat nichts Auffallendes, da Wappenthier mehrfach durch lebende Individuen vertreten worden. So füttert Bern noch heute seine Bären, Genf die Adler, der Haag die Störche als Vertreter der emblematischen Thiere, und auch für einen einzelnen Ritter liegt das bekannte Beispiel Walthers von der Vogelweide vor, der auf seinem Grabsteine Futtertröglein für die Vögel austiefen liess, nach denen seine Burg oder sein Geschlecht sich nannte. Was endlich die ganze Erzählung vom Raben als ungeschichtlich erweist, das ist der Umstand, dass sie bloss in der Ueberlieferung lebt und von keinem der sonst so ausführlichen Chronisten des merseburger Stiftes berichtet wird. Uebrigens käme es nur darauf an zu erfahren, ob nicht das ganze Wappen bereits vor Thilo von den Trothas geführt worden ist: eine Untersuchung, die ich einem norddeutschen einheimischen Forscher überlassen muss.

Gerade von Wappenthieren werden diese Bildwerksagen sich am meisten häufen lassen: ich habe aber nur die sieben vorstehenden Beispiele auswählen wollen, weil hier möglichst verschiedene Erzählungen an die Thiere angeknüpft sind. Vermuthlich wird man finden, dass an einer dieser sieben Gestaltungen die meisten heraldischen Sagen mehr oder minder genau sich anschliessen.

8. Nur in der äussern Begebenheit mit dem Holzkirchener Einhorn einigermaßen übereinstimmend, aber im Ursprunge verschieden, stellt sich eine französische Sage dar, zu welcher ein missverstandenes Heiligenbild die Anknüpfung hergab.

An der Schauseite der Kirche zu Parthenay-le

Vieux im Poitou sieht man einen lebensgrossen Reiter in reichem Mantel mit dem Falken auf der Faust in einer bogenüberdeckten Blende stehen. Das Pferd, im Anschnitt oder Galopp begriffen, scheint eine kleinere Figur niederzureiten. Daher hat sich die Sage gebildet, es sei diess ein Kind, welches unter den Hufen eines der Herren von Parthenay den Tod gefunden, als dieser auf die Jagd ritt. Herr *De Caumont*, der diese Begebenheit mittheilt¹⁾, hat bereits für wahrscheinlich erkannt, dass sie erst aus dem Monument sich gebildet hat. Es findet sich nämlich derselbe Gegenstand gerade im Poitou mehr als sechsmal in den zumeist ins Auge fallenden Blenden der Schauseiten an Kirchen dargestellt; aber auch in andern französischen Provinzen, in der Normandie und zu Autun in der Kathedrale kehrt er auf Kapitellen u. s. w. wieder. Unmöglich sind doch Kinder so dutzendweis an allen diesen Orten zu Schanden geritten worden. Fast alle diese Werke sind aber nach *De Caumonts* Zeugniß beschädigt, und nur das Pferd ist meist völlig erkennbar geblieben. Ohne sie gesehen zu haben, glaube ich vermuthen zu dürfen, dass sie den heiligen Martinus, einen in Frankreich einheimischen und besonders gefeierten Heiligen, vorstellen, wie er noch als heidnischer Ritter im Winter reisend von einem vor ihm knienden Armen mit emporgehobenen Händen um Hülfe angefleht wird und mit diesem seinen Mantel theilt. Dass der Bettler kleiner ist als er hat kein Bedenken: die Skulptur des Mittelalters zeichnet die Hauptfiguren gern durch grösseres Mass aus, wie man diess unter Anderm an der überlebensgrossen Statue Erzbischof Siegfried III. von Eppstein (von 1249) im Dome zu Mainz ersieht, welcher den beiden knabenhaft kleinen Gegenkönigen Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland die Kronen aufsetzt.

1) Histoire de l'architecture religieuse au moyen âge (Paris 1841.) pag. 207. ff.

9. Das so eben durch *Simrocks* Bemühung neu herausgegebene Volksbuch von dem Zauberer Virgilius erzählt eine Sage, die mir von ähnlichem Ursprunge zu sein scheint. Virgilius als ein Zauberer des römischen Südens unterscheidet sich von unsern nordischen dadurch, dass er besonders gerne Kunstwerke und Erzgüsse anfertigt, denen dann eine magische Kraft innewohnt. Dahin gehören die immerwährende Lampe und die ehernen Männer, die seine Schätze bewachten; dahin auch das als *salvatio Romae* bezeichnete Werk, welches die Götter aller Länder um den von Rom stellte und im Falle eines Aufstandes den des jedesmal feindlichen Landes ein Warnungszeichen geben liess. Dieser Art ist denn auch das nachstehend (S. 23 der *Simrockschen* Ausgabe) beschriebene Bildwerk:

„Als Virgilius dem Kaiser regieren half, geschahen in Rom allerlei Uebelthaten als Diebstahl, Mord und Todtschlag, worüber grosse Klagen vor den Kaiser kamen. Da berieth sich der Kaiser mit Virgilius und sprach: Virgilius, uns kommen grosse Klagen, dass Diebe, Kuppler und Taugenichtse Nachts auf den Strassen umherschwärmen und die Leute berruhigen und erschlagen. Was ist dawider am Besten zu thun? Da sprach Virgilius: Herr Kaiser, da müsst ihr ein kupfernes Pferd machen lassen und auf seinen Rücken einen kupfernen Mann, der einen eisernen Dreschflegel in der Hand hat. Und stellt das Pferd vor das Stadthaus und lasst ausrufen: man werde hinfüro des Abends um zehn Uhr eine Glocke läuten lassen und wenn Einer nach dem Läuten noch auf der Strasse sei und erschlagen werde, darüber solle künftig Niemand zur Rechenschaft gezogen werden. Und als diess ausgerufen wurde, kümmerten sich doch die Nachtschwärmer nicht daran, sondern fuhren fort, des Nachts durch die Strassen zu laufen. Als aber des Abends die Glocke geläutet war, lief das kupferne Pferd mit dem kupfernen Mann

von dem Rathhaus durch die Strassen der Stadt und liess keine Strasse unbesucht, und alle, die sich auf den Strassen finden liessen, wurden todtgeschlagen, so dass man des Morgens wohl zweihundert Menschen erschlagen fand.“

Sobald man erwägt, dass nach einer andern Stelle dieses Buches unter dem „*Stadthaus*“ nichts andres als das Kapitoll verstanden wird¹⁾, so sieht man sich gleich auf die eiserne Reiterstatue des Marc Aurel hingewiesen, welche noch heute auf diesem Platze steht. Die treffliche Ausführung dieses Werkes und besonders die hohe porträtartige Lebenswahrheit des derben Rosses lud von selbst zu solchen Sagen von nächtlicher Belebung und Bewegung ein, dergleichen ja auch (wenigstens zum Spass) sogar Berlin von seinem prächtigen Kurfürsten auf der langen Brücke erfunden hat. Auch mochte Marc Aurel, der tugendhafte Kaiser, besonders geeignet zu diesem moralischen Nachtwächteramt erscheinen.

Zwar tritt hier eine geschichtliche Schwierigkeit ein. Jene Statue ist nämlich erst bei dem prächtigen Neubau der Kapitolsgebäude im Jahre 1538 durch Michelagnolo auf diesem Platze aufgestellt worden. Allein wenn auch Virgilius als Zauberer unstreitig viel früher geglaubt worden ist, so fragt es sich doch sehr, ob jene einzelne Anekdote nicht erst im sechszehnten Jahrhundert in die Sage von ihm Aufnahme fand. Und selbst wenn sie älter wäre, so würde das nichts gegen unsere Erklärung ihres Ursprungs beweisen, denn die Statue hat jederzeit grosse Oeffentlichkeit genossen; vor ihrer jetzigen Errichtung sah man sie das ganze Mittelalter hindurch vor dem Lateranpalast, wo Papst Clemens III. sie 1187 aufgestellt hatte²⁾. Leicht

1) S. 21 : «auf dem Capitolium, so heisst das Stadthaus.»

2) *Platner* und *Urlichs* Beschr. Roms (Auszug) S. 233.

möglich ist also, dass die Sage in ihrer ältesten Gestalt wirklich vor den Lateran als vor die alte Hofburg des Kaisers das Wunderwerk versetzte und erst später demselben auf den Kapitolplatz nachwanderte.

10. Eine etwas gezwungene und, wie ich glaube, späte Sage knüpft sich an zwei karolingische Erzgüsse, nämlich an die Wölfin und den Pinienapfel vor dem Münster zu Achen, welche bekanntlich ehemals zur Zierde eines Springbrunnens auf dem Kirchenvorplatze gedient haben. In launigem, obwol freilich nicht sagenmässigem Tone hat *Langbeins* bekanntes und vielfach (unter andern in *Simrocks* Rheinsagen) nachgedrucktes Gedicht sie behandelt. Der Rath von Achen kann das Münster wegen mangelnden Geldes nicht vollenden: der Teufel schafft das fehlende gegen die Seele des ersten nach der Vollendung Eintretenden und wird alsdann durch einen lebendigen Wolf betrogen, dem er die Seele durch das noch jetzt sichtbare, ursprünglich als Wasserlauf angebrachte Loch vor der Brust herausreisst. Das eiserne Thor aber schlägt er mit solcher Wuth hinter sich zu, dass noch heute ein Spalt in ihm gezeigt wird¹⁾.

«Damit auch der Beweis nicht fehle,

Wird an dem Kirchenthor der Wolf in Erz gezeigt,

Sammt seiner ewiglich verlornen armen Seele,

Die einem Tannenzapfen gleicht.»

Eine grosse Rolle in der christlichen Mythologie spielen Schlangen und Kröten. Beide gelten für teuflische Thiere. Für die Schlange bieten sich biblische Anknüpfungen an die Paradiesschlange, den Drachen zu Babel und den der Apokalypse dar; für die Kröte führe ich, als noch

1) Verwandte Sagen sind von *Grimm* in der *Mythologie* Artikel *Teufel* zusammengestellt.

nicht benutzt, den Liebhaber der einen Hexe im Macbeth, den Paddock, an, der neben dem Katzenteufel Graymalkin dem Etymon nach einen Geist in Krötengestalt darstellt. Auch die ketzerischen Stedinger ¹⁾ besucht der Teufel als eine species ranae quam bufonem consueverunt aliqui nominare; und unser Cäsarius erzählt von gleichgestalteten Teufelerscheinungen. Schlangen und Kröten dienen daher zur Strafe der Verdammten. In den Fresken von Ramersdorf (um 1300) sah man vor deren Zerstörung auf der Gewölbkappe welche die Hölle vorstellte den Höllenfürsten in kolossaler Gestalt mit feuerrothen Fledermausflügeln, wie er einen Verdammten am rothen Haare festgekrallt hält: am Herzen des letztern nagt eine ungeheure Kröte. Auf den vier Strebepfeilern des Westportals am Baseler Münster erscheinen ebensoviele Statuen: unter diesen ein König, an dessen Rücken Schlangen, Kröten und Flammen zu sehen sind, und ein Weib in bittender Stellung — so scheint es — zu ihm gewandt ²⁾. Man hat den Mann für einen gebannten König oder für das personifizierte Laster, das Weib aber für die Wollust gehalten. Ebenso erscheint an einem Pfeiler der nördlichen Aussen- seite an der Sebaldkirche zu Nürnberg die vorn bekleidete, auf der Rückseite aber mit Schlangen und Kröten bedeckte Figur eines Jünglings. Grässlich ist die in Frankreich zumeist wiederkehrende Vorstellung eines meist nackten Weibes, das von grossen Schlangen ange- fressen wird, an deren Stelle zuweilen auch Kröten treten. Besonders oft erscheinen solche Kriechthiere an beide Brüste der Frau, zuweilen in die Scham verbissen. Eine solche

1) Breven des Papstes Gregor IX. wider die Stedinger bei *Gieseler* Kirchengesch. §. 85. Note aa.

2) Beschreibung der Münsterkirche zu Basel, mit 17 Abbildgn. (Basel 1842) S. 7. Das Portal ist aus dem 14. Jahrhundert.

Figur an dem alten Rundbau von Montmorillon im Poitou¹⁾ hat wegen ihrer Seltsamkeit den Hauptanlass gegeben dieses Bauwerk für einen Heidentempel zu halten, wonach denn das Weib für ein Götzenbild gelten musste. Allein an unzweifelhaft christlichen Gebäuden, an Ste Croix zu Bordeaux, St. Sauveur zu Dinan, St. Jouin zu Marnes und anderen hat *De Caumont* das Gleiche vorgefunden. Hinzu fügen lässt sich noch ein Kapitell aus San Michele zu Pavia und höchstwahrscheinlich auch das berühmte und vielbesprochene Meisselwerk im Baseler Münster, das man gewöhnlich als eine ihr Junges säugende Sirene bezeichnet²⁾. Nach der Abbildung in der früher angeführten Beschreibung des Münsters zu Basel wäre das Kind grösser als die Mutter, und so scheint es vielmehr gleichfalls ein Weib zu sein an dessen Brust ein Ungethüm saugt oder nagt.

Die richtige Deutung dieser Thiere kann kaum zweifelhaft sein. Sie sollen die Strafen bestimmter Laster symbolisiren, und hier sind die von ihnen zerquälten Glieder nicht bedeutungslos. „Womit du gesündigt hast, damit wirst du gestraft.“ So möchte jener am Herzen zernagte Rothkopf zu Ramersdorf wol den Verräther an aller Herzlichkeit, den Judas, vorstellen, worauf auch schon *Schnaase* hindeutet³⁾. Die beiden am Rücken zernagten, vorne bekleideten Gestalten dürften weltliche Eitelkeit und Kleiderpracht darstellen. Die gequälten Frauen endlich haben Bezug auf geschlechtliche Vergehungen.

Das Volk hat aber einzelne dieser Bildwerke noch

1) Abgebildet bei *Lenoir* hist. des arts en France in den Kupfern und bei *De Caumont* hist. de Parch. religieuse p. 200.

2) Worüber breiter *Piper*, Mythologie I, 388.

3) *Schnaase*, die Kirche von Ramersdorf, in *Kinkel*: Vom Rhein. 1847.

mehr individualisiren wollen und ist so auf den Weg der Sagenbildung gerathen. Von der Figur in Nürnberg gehen dort sogar zwei Sagen.

11. „Nach der einen war der dargestellte Jüngling im Leben so schön, dass er von Vielen beneidet wurde. Er selber aber kannte wohl die Vergänglichkeit irdischer Schönheit und hiess seine Neider nach seinem Tode zusehen, wie er dann aussähe; da sie dann gewahr wurden was der bescheidene Jüngling längst erkannt hatte und was man nun bis auf den heutigen Tag im Bilde sieht.“

12. „Nach der andern, jedenfalls jüngern Sage, ist die Figur das Bild eines Rechtsverdrehers, der falsch Zeugniß ablegte und darum bei lebendigem Leibe von Schlangen und Kröten abgenagt wurde“¹⁾.

13. Der heil. Marcellus, Bischof von Paris, befreite diese Stadt von einer Schlange, die aus einem benachbarten Forst gekommen und in die Gruft einer vornehmen in Verdacht des Ehebruchs gestorbenen Dame eingedrungen war, um einen Theil der Leiche anzufressen²⁾.

14. Eine vierte Geschichte erzählt das sonderbare Buch *du culte du phallus* aus dem Munde eines eifernden Predigers, der vermuthlich dem 15. Jahrhundert angehörte³⁾. Dieser erzürnt sich über die blossen Brüste der französischen Damen und bringt als Warnung hiergegen eine Geistererscheinung vor. Ein Priester wollte von dem Schicksal seiner verstorbenen Mutter unterrichtet sein. Als er sich nun einstmals nahe beim Altar befand, schaute er die Verbliehene in einen Sack geschnürt zwischen zwei Teufeln: ihr Haar, das sie mit sonderlicher Sorgfalt zu flechten

1) Beide Sagen bei *R. von Rettberg*, Nürnberger Briefe S. 9.

2) Angeführt bei *De Caumont* p. 201.

3) *J. A. D***** des divinités generatrices ou du culte du phallus chez les anciens et les modernes* (Paris 1805, 8^o.) p. 292.

liebte, bestand aus Flammenschlangen; Brust, Kehle und Hals aber waren von einer feuerspeienden Kröte belagert. Diesen grässlichen Säugling musste sie tragen, weil sie bei lebendigem Leibe gerne sehr blossbusig gegangen war¹⁾.

In den vier zuletzt beigebrachten Fällen hat also die Volkssage die Bedeutung des Symbols als eine Strafe festgehalten, aber sie hat das Symbol aus seiner Allgemeingültigkeit herausgenommen und sich statt dessen, in moralisch vielleicht noch viel wirksamerer Weise, an die individuelle Wirklichkeit angeknüpft.

15. In der Kirche zu Zülpich, dem Stile nach um 1220 erbaut, sah man an der Mauer unter den Nordfenstern des Mittelschiffs einen Mann, vermuthlich den Werkmeister, mit dem Namen Godescalcus bezeichnet, der einen Meissel und ein Näpfchen bei sich hatte. Das Volk belebte sich dieses Figürchen wenigstens mit Einem Zuge: es deutete das Näpfchen aufs Trinken und erzählte, dass jener alte Maurer so gut wie die gegenwärtigen gerne ins Glas gesehen habe. Weil man nun bei der jetzt stadtfindenden Restaurazion der Meinung war, dass solcherlei Nebengedanken der Andacht nicht zuträglich sein dürften, hat man die Figur, ohne ihr zu schaden, mit Mörtel verkleidet und bloss das Godescalcus stehen lassen.

1) Obwol der Gestalt nach verwandt, ist doch von diesen Vorstellungen ganz zu unterscheiden ein merkwürdiges Miniaturbild in einem Exultet der barberinischen Bibliothek (*d'Agincourt Malerei* Tafel 56, 4), das man ins 12. oder 13. Jahrhundert setzt. Ein Weib mit nacktem Oberkörper, die Hände segnend ausgebreitet, oben und unten in Pflanzen verblühend, steht zwischen zwei Bäumen, während an seinen starken Brüsten ein vierfüssiges Thier (sicher ein Spalthufer) und eine Schlange saugen. Allein die Ueberschrift *terra thut* deutlich dar, dass diess sonderbare, einem asiatischen Götzen gleichende Fantasiebild bloss eine Allegorie ist. Die beiden von ihr genährten Thiere bezeichnen die Bewohner der Erde und des Wassers.

16. Solch eine Baumeisteranekdote (dergleichen überhaupt nicht selten sind) knüpft sich auch an ein halbzerstörtes Figürchen, das an einer Säule im Schiffe der Stadtkirche von Ahrweiler (1269 fundirt), nahe beim Westportal (Südseite des Schiffs) sich ausgemeisselt findet. Es ist eine verdrehte Menschengestalt, deren Motiv man nicht leicht mehr erkennen würde. Das Volk aber erzählt: der Baumeister habe sich vermessen über die ganze stattliche Kirche ein Gewölbe zu legen, als welches dazumal hierorts noch ein unerhörtes Ding gewesen sei: ein Zunftgenosse aber habe erklärt, wenn das dem andern gelinge, so wolle er an seinem eignen Leibe eine Handlung vornehmen — von der ich mich wohl hüten werde zu sagen worin sie bestehen sollte. Und als Jener nun doch sein prächtig Werk vollendet, da habe er den Neidhart in der unbequemen Stellung und dem vergeblichen Versuche ein Unmögliches zu leisten an der Säule verewigt.

Unmöglich kann diese Ueberlieferung ein wirklich Geschehenes mittheilen: denn die Kunst des Gewölbbaues war nach Mitte des 13. Jahrhunderts am Rheine allgemein verbreitet und selbst die Spitzbogenwölbung durch Werke wie die Liebfrauenkirche in Trier schon mehrere Jahrzehnte einheimisch. Umgekehrt also muss auch hier die Sage aus dem Bildwerk entstanden sein. Was aber dieses Bildwerk selbst ursprünglich bedeutet hat, das lässt sich schwerlich je wieder ermitteln.

17. Das Dörfchen A u w im untern Kyllthale (Eiffel) bewahrt in seiner Pfarrkirche ein altes Bildwerk mit drei auf einem Esel reitenden Frauengestalten, deren mittelste die Augen verbunden hat. Sie stehen bei den Umwohnern in grosser Verehrung, und zu Marien Himmel-

fahrt wird häufig hierher gewallfahrtet. Die Legende aber lautet so ¹⁾:

Unter König Dagobert I. lebten im Kloster Mans drei schöne und fromme Schwestern, Irminde, Adela und Clotildis. Dagobert erfuhr von ihnen und um ihrer Herr zu werden, brach er mit Reisigen nach dem Kloster auf, entdeckte aber in ihnen seine leiblichen Schwestern. Dennoch entführte er sie an seinen Hof und suchte sie erst durch sanfte Mittel, dann durch Kerkerhaft zu seinem Willen zu bringen. Da half ihnen ein fränkischer Kriegsoberster Norbert zur Flucht und geleitete sie mit seiner Schar nach Deutschland. Er und die Seinigen erlagen dem Heer des nacheilenden Königs; die Mädchen aber, auf den schroffen Höhen von Auw das tiefe Thal der Kyll überblickend, bestiegen den Esel der ihre Habe trug und sprangen gläubensvoll über den Schlund hinweg. Noch heute erinnert der Name der Felswand „das Eselchen“ nebst zwei Kreuzen diessseits und jenseits an das grosse Wunder.

Schon Herr *Schneider* hat dieser Sage einen heidnischen Ursprung zugeschrieben und die drei Heiligen von den drei Müttern abgeleitet, die auch sonst, z. B. in der *Melusina*, von mittelaltriger Sage gerettet worden sind. Von der unglaublichen Verbreitung ihres Kultus gerade in unsern Gegenden während der Römerzeit liefert uns der Boden in fast zahllosen Müttersteinen täglich neue Beweise. Das verhüllte Haupt der mittleren Jungfrau, welches auf dem Bildwerk erhalten ist ohne dass die Legende eine Erklärung dafür zu haben scheint, dürfte ein Ueberbleibsel des seltsamen perückenartigen Kopfputzes der *Matronae* sein. Doch widerspricht dem wieder, dass auf kölnischen und andern *Matronensteinen* gerade die mittlere Figur unbedeckten Hauptes ist, während die andern als ihre Diene-

1) *Jakob Schneider*, das Kyllthal (Trier 1843) S. 107.

rinnen jene turbanförmigen Wülste tragen ¹⁾. Vielleicht ist daher das verbundene Antlitz der einen Jungfrau von Auw bloss von einer königlichen Stirnbinde zu erklären. Jedenfalls scheint es überwiegend wahrscheinlich, dass sich an einen antiken hier verehrten Matronenstein, der drei thronende Frauen vorstellte, die christliche Legendendichtung anlehnte und die Mütter in verfolgte Jungfrauen umdeutete. Die auch sonst so häufig vorkommende Sage vom Jungfernsprung lieh dann den Zug her dass ein Reitthier zugegeben wurde, und in diesem Sinne hat man wol später den alten Matronenstein durch das gegenwärtige Bildwerk ersetzt.

18. Mit dieser Uebersetzung der Mütter ins Christenthum ist die Sage von der Landskron (Ahrthal) so nahe verwandt, dass sie auf gemeinschaftlichen Ursprung hindeutet. Auch hier ist die noch erhaltene Kapelle der ehemaligen Burg ein Wallfahrtsort (für Kinderkrankheiten), und von der hinter ihr sich in den Fels dehnenden Basaltgrotte geht folgende Sage ²⁾:

»Ein feindlicher Ritter, es heisst der von Tomberg, brach in Abwesenheit des Herrn von Landskron mit Mord und Brand ins Schloss ein. Die drei Fräulein von Landskron flüchteten, von dem Räuber verfolgt, auf die Felskante, die noch heute schroff die Kapelle überragt: dann, ihre Ehre zu retten, wählten sie den Tod und sprangen auf den Felsen herab der jetzt die Kapelle trägt. Dort verschwanden sie dem Blick des Verfolgers; der Fels hatte sich aufgethan und eine Grotte gebildet die sich hinter ihnen schloss: in der Grotte entschliefen sie. Darüber kehrte der Herr von Landskron zurück, drang durch den verborgenen Gang und erschlug den Räuber mit seinen Gesellen. Im Schmerz über seine Töchter wachend sah er in der

1) *Lersch* in diesen Jahrbüchern II, 136.

2) *Kinkel*, die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben (Bonn 1846) S. 210.

dritten Nacht ein Engelchen, das ihm die Stelle der Felsengrotte wies. Dort fand man die Vermissten, und an dieser Stätte wurde die Kapelle gegründet, die nun als Zeugin des Wunders mit ihrem weissen Giebel weit ins Land hineinschaut und bis heute den Namen der Jungfrauenkapelle führt. «

Die keltischen Matronen sind Erdgeister¹⁾, ihr Kultus in einer Grotte also ganz natürlich. Gerade wie die zu Auw haben sich auch die Mütter der Landskrone in Jungfrauen verwandelt, die ihre Ehre durch ein Wagstück erretteten, und nichts hindert auch hier einen Matronenstein anzunehmen der ursprünglich im Innern der Grotte stand und vielleicht beim Bau der Kapelle wieder aufgefunden der ganzen Sage die Entstehung gab.

Hier müssten sich nun die drei Jungfrauen anschliessen, welche nach *Honthelm*²⁾ an noch zwei Orten im Luxemburgischen (*Uvelinga* und *Senles* nennt er sie) verehrt wurden, vorausgesetzt nämlich (was kaum zu bezweifeln) dass auch von diesen eine christliche Legende sich ausgebildet hat.

19. Einen ähnlichen Zusammenhang des Heidnischen mit dem Christlichen hat bereits *Jakob Grimm*³⁾ zwischen den *penates* und den mittelaltrigen Hausgeistern nachgewiesen. Zumal die kölnischen Heinzelmännchen, weil einem römisch-kolonisirten Boden angehörend, werden diese Geistes- und Gestalt-Verwandtschaft verathen müssen. Das Bewusstsein von ihnen ist im Volk noch heute nicht völlig erloschen: wenn in der Küche Geräth zerbrochen ist und keiner der Dienste es gethan haben will, sagt die bonner Hausfrau ironisch: »Dann wirds wol das »Heezemännchen« gethan haben.« An unserm Rhein

1) *Lersch* in diesen Jahrbüchern II, 135 ff.

2) Siehe in diesen Jahrbüchern II, 138.

3) *Mythologie* in dem Artikel *Wichte* und *Elbe*.

ist auch der Zusammenhang dieses Geistes mit dem Herde (dem penus das auch den Penaten den Namen gab) noch deutlich nachzuweisen. Auf dem Herde ist nämlich an die Stelle der alten Hausgötter die gusseiserne Platte getreten welche noch heute religiöse Vorstellungen aus dem christlichen Glaubensgebiete jenen altheidnischen unterschiebt. Allein der römische Name hat sich erhalten. Die Wandnische in der Herdmauer, die in das anstossende Zimmer sich öffnet und, mit Thüren verschliessbar, eine Art warmen Schrankes bildet, (also gerade an der Stelle des alten lararium) heisst noch heute der Zagger oder in andern Ortschaften der Tagger, welches unmittelbar auf den locus sacer oder das Sacrarium uns zurückführt. Von einem kleinen zwerghaften Kerl aber geht noch heute unter uns das Scheltwort: „er ist ein Taggermann oder Taggermännchen“, welches also (wie für Ostdeutschland das von *Grimm* angeführte tatermann) der alt-rheinische Name des Herdgeistes gewesen zu sein scheint. Die Anknüpfung der ganzen Sage an die kleinen Penatenbildchen, also wiederum die Fortbildung mythischer Poesie durchs Kunstwerk, scheint unwiderstreitbar, um so mehr da *Grimm* aus Konrad von Würzburg den Beweis beigebracht hat, dass man noch im 13. Jahrhundert kleine Kobolde aus Buchsbaumholz schnitzte und vermuthlich im Zimmer aufstellte. „Es könnte, sagt er, der Gebrauch mit einer altheidnischen Verehrung kleiner Laren, denen im Innersten der Wohnung ein Platz angewiesen wurde, zusammenhängen: der Ernst wandelte sich in Scherz und die christliche Ansicht duldete die Beibehaltung des alten Brauches.“ Die Schnitzbildchen aber erhielten und befestigten wiederum den Glauben an die Hauskobolde.

Es giebt ausser den neunzehn vorstehenden noch eine bedeutende Zahl von Sagen, bei denen sich nur vermuthen, nicht beweisen lässt, dass sie aus falschverstandenen Bildwerken herstammen. Besonders wo Sirenen und Tritonen an Kirchen abgebildet sind, wird zuzusehen sein, ob sich nicht an sie Ueberlieferungen von der Meerminne oder vom mädchenraubenden Wassermann anschliessen. Drachenkämpfe dürften oft arabeskenartigen Ungeheuern nachgebildet sein. Auch bei einer Sage, wie die Bewältigung der longobardischen Theodolinde durch ein Meeresungehüm, denkt man unwillkürlich an die monströsen Kämpfe von Menschen mit Greuelthieren, die das frühe Mittelalter so gerne an Kirchenpforten anbrachte. Gleichfalls bei dem Affen von Daun wird es unentschieden bleiben, ob er wirklich Erinnerung an ein vom Schlossaffen entführtes Grafenkind, oder ob umgekehrt diese Sage eine Umdeutung des in den Trümmern des Rittersaales noch vorhandenen Bildwerkes sei: denn letzteres könnte leicht eine bloss symbolische Bedeutung haben, indem der Affe dem christlichen Mittelalter ein Bild des Teufels ist.

Wenn es mir gelungen wäre durch diese Abhandlung das Interesse rheinischer Alterthumsfreunde für eine Erscheinung zu gewinnen, die sowol für die Kunstarchäologie als die Sagenforschung wichtig zu werden verspricht: so würde es mich freuen, wenn man mir über andere noch nicht durch den Druck veröffentlichte Sagen dieser Gattung Mittheilungen machen wollte. Gerne bin ich bereit, das so durch fremdes und vielleicht auch eigenes Finderglück Ermittelte in einem spätern Nachtrag für diese Jahrbücher zusammenzustellen.

Bonn.

Gottfried Kinkel.
